



Auf der Suche nach  
dem Ich

Volker Fintelmann  
Steffen Hartmann

Freies Geistesleben

«Dieses Ich ist lange, lange vorbereitet worden. Denn im Grunde genommen ist alles Dasein auf dem Saturnzustand der Erde, auf dem Sonnenzustand und auf dem Mondzustand, welches die Hüllen geschaffen hatte, die das Ich aufnehmen sollten, Vorbereitung für das Ich. Da haben andere Wesenheiten die Wohnung geschaffen für das Ich. Jetzt auf der Erde ist die Wohnung so weit geschaffen, dass das Ich im Menschen Platz greifen konnte.»

Rudolf Steiner, am 27. Januar 1908 in Berlin, in:  
*Das Hereinwirken geistiger Wesenheiten in den Menschen*, GA 102

«Indem der Mensch alles, was Welt ist, nach und nach aufnimmt und mit seinem ganzen Wesen vereint, bis er dereinst auf dem Vulkan den ganzen Umfang der Welt, dieses ganze große All, zu dem er gehört, mit sich vereinigt haben wird, da wird er derjenige sein, der er war im Beginn der Saturnentwicklung *und* die ganze Welt. Er wird sein Alpha und Omega, der Mensch, und in ihm alles vereinigt, was Welt ist. Mit dem <Ich bin das Alpha und das Omega> der Apokalypse des Johannes haben wir das bezeichnet, was der Mensch sein wird am Ende der Vulkanzeit. Am Ende der Vulkanentwicklung wird auch der Mensch sagen dürfen: Ich bin das Alpha und das Omega.»

Rudolf Steiner, am 7. September 1924 in Dornach,  
in: *Apokalypse und Priesterwirken*, GA 346



# I. Vorwort als Präludium

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem von mir als spontan empfundenen Ausruf von Verena Staël von Holstein. Sie war mit ihrem Mann Friedrich Pfannenschmidt bei uns zu Besuch. Mitten in unser Gespräch rief sie plötzlich aus: «Wann wird denn endlich eine Ichologie geschrieben?» Schon der Begriff «Ichologie» erstaunte mich, mehr noch das damit verbundene Anliegen. Ich erzählte Steffen Hartmann davon und erlebte seine Betroffenheit. An dieser Frage nach dem Menschen-Ich arbeite er doch ständig, seit er als junger Mensch der Anthroposophie Rudolf Steiners begegnet sei. Und habe viel dazu publiziert und vorgetragen. Ich wiederum wurde in meinem Arztberuf und auch persönlich im Leben begleitet von einem Kernsatz aus Rudolf Steiners Buch *Theosophie*, dessen Inhalte mir Grundlage des Menschenverständnisses wurden, das ein Arzt benötigt: «Und dieses <Ich> ist der Mensch selbst.»<sup>1</sup>

Begleitet wurde diese Ich-Erkenntnis von dem weiteren Gedanken, den Rudolf Steiner im ersten umfassenden Kurs für Ärzte, *Geisteswissenschaft und Medizin*, 1920 aussprach: «Der Geist (das Ich) kann nicht krank werden.» Was sich in mir verwandelte zu dem therapeutisch-enthusiasmierenden Bewusstsein: «Das Ich ist urgesund.»

Aus diesen beiden Lebensstatsachen von Steffen Hartmann und mir gebar sich der Entschluss, aus unserer Forschungs- und Erfahrungswelt das Wagnis einzugehen, ein Buch über das

1 Rudolf Steiner, *Theosophie*, GA 9, Dornach 1994, S. 49.

Menschen-Ich zu schreiben, eine «Ichologie», vielleicht gar eine «Ichosophie». Steffen schrieb mir daraufhin: «Unsere gemeinsamen Zukunftspläne beflügeln mich. Das ist ein Geschenk und eine Aufgabe zugleich.» Eine Aufgabe, die ich gerade ein Wagnis nannte, denn uns war klar, dass wir uns in unseren Darstellungen fundamental auf das Lebenswerk Rudolf Steiners stützen würden, dass wir ohne ihn als Lehrer, Anreger und Förderer zu keinen eigenen Erkenntnissen dieser Dimensionen fähig wären. Wir beide wissen uns durch das ganze Leben hindurch seinem Werk, der Anthroposophie, verbunden, sie war und ist Nahrung unserer erkenntnissuchenden Seelen. Wir erleben die Frage nach dem Wesen des Menschen, seinem Ich, seiner Verbundenheit mit der Welt als eine Lebensnotwendigkeit wie Hunger und Durst, wie Rudolf Steiner es in seinem ersten Anthroposophischen Leitsatz formulierte. Wir leben aber auch mit dem Bewusstsein, dass Rudolf Steiner von den Menschen, die sich seiner Anthroposophie verbanden, erwartete, dass sie sein Werk nutzen, um aus ihren Lebensfeldern seine Forschungen fortzusetzen und zu ergänzen. Die verschiedenen Wege hierzu hat er ja beschrieben. Hier jedoch existiert ein fast vermintes Feld: Können Einzelne zu geisteswissenschaftlichen Aussagen oder Forschungsergebnissen gelangen, die nicht schon bei Steiner formuliert wurden?

Eine erste Generation der mit der Anthroposophie verbundenen Menschen stützte fast jede ihrer Aussagen mit dem Verweis: «Der Doktor hat gesagt.» Das entsprang ihrer Verehrung für den Geisteslehrer, den sie ja persönlich erlebt hatten. Doch dieser Haltung hatte schon Rudolf Steiner entgegengestellt: «Ich will nicht verehrt, ich will verstanden werden.»<sup>2</sup> Das

2 Erika Beltle / Kurt Vierl, *Erinnerungen an Rudolf Steiner*, Stuttgart 2001, S. 189.

aber heißt, sich selbst zum Geistesforscher zu entwickeln. Rudolf Steiner sah in jedem von uns, der sich «ernstlich» mit der Anthroposophie verbindet, das Potenzial, zu eigener geistiger Erkenntnis und Anschauung zu kommen. Und er wusste, dass es hierbei Stufungen oder – einer Schule vergleichbar – Klassen des Könnens gibt, und kein Mensch nach dem ersten Schuljahr das Abitur ablegen könnte. Zu den Ärzten und Priestern sprach er von einem guten Verstand und «leidlicher» Intuition, die ein Arzt haben müsse, um Menschen in bestimmten Krankheitssituationen verstehen zu können. Er wusste, dass aller Anfang schwer ist, und erhoffte dennoch Initiative und vor allem Mut, sich auf den Weg geistigen Erkennens und Erfahrens zu begeben. Mut zum Beispiel auch zum Irrtum, von dem er sich selbst keineswegs absolut frei wusste. Der Anfänger kann sich geleiten lassen von dem Christuswort «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben» (Joh. 14,6) und mit diesem wesenhaften Geleit sich auf den Weg machen. Ein Erkenntnisweg, «der das Geistige im Menschen zum Geistigen im Weltenall führen möchte».<sup>3</sup> Ein Weg, der, von Christus begleitet, zur Christuserfahrung als Menschheits-Ich führen kann.

Aus dieser uns persönlich eigenen Überzeugung stammen die Inhalte dieses Buchs zu Werden und Sein des Menschen-Ichs. Steffen Hartmann vertritt dabei etwas betonter die Seite der Erkenntnis, ich als Arzt die der Anschauung. Deshalb ist dieses Buch weniger, als es uns bei dem Vorläufer *Mit Widar Zukunft schaffen* gelang, ein ganz und gar gemeinsames. Jeder hat hier seine Schwerpunkte der eigenen Forschung kapitelweise dargestellt, wie unschwer zu erkennen sein wird. Und doch ist Satz

<sup>3</sup> Rudolf Steiner, *Anthroposophische Leitsätze*, GA 26, Dornach 1989, S. 14.

für Satz, Gedanke für Gedanke gemeinsam durchgearbeitet worden, haben sich viele Gespräche daran geknüpft, Korrekturen, Ergänzungen. So ist es dennoch ein gemeinsames Buch, in welchem aber Inhalte unterschiedlich von dem einen oder dem anderen geschaffen wurden und verantwortet werden. Das Bild des verminten Feldes bezieht sich auf die bis in unsere Zeit existierenden Schriftgelehrten im Bunde mit den Pharisäern. So wird es nicht ausbleiben, dass diesem Buch entgegengehalten wird, seine Inhalte seien an verschiedenen Stellen nicht auf Angaben Rudolf Steiners gestützt oder widersprächen ihnen gar. Wir möchten an dieser Stelle nicht dagegen kämpfen. Wir möchten anregen, intensiver über die Ich-Frage zu denken, zu forschen, um ein lebendiges Gegengewicht zu schaffen in einer Zeit, wo die ichbedingte Ausbildung einer einzigartigen Individualität bekämpft wird und an ihre Stelle eine ichlose Uniformität gesetzt werden soll. Im Bewusstsein unseres Anfängertums einer wachen Geist-Erkenntnis suchen wir Mitstreiter in der Aufgabe, das Ich als den Menschen selbst zu beschreiben und nicht zuzulassen, dass an seine Stelle ein Automat rückt, der von dem irreführenden Begriff einer «künstlichen Intelligenz» gespeist wird. Wir stehen dazu, dass in den Darstellungen sich auch Irrtümer aufhalten mögen, sind jedoch getrosten Muts, dass solche erkannt und korrigiert werden können. Aus der Reife des Alters heraus ist ja ganz eindeutig zu sagen, dass es gerade Fehler sind, aus denen wir viel lernen können. Was nicht bedeutet, dass wir nur einen einzigen Satz leichtfertig formuliert hätten. Alle sind Ausdruck unseres gegenwärtigen Wissensstandes, immer neu innerlich überprüft und in voller Verantwortung geschrieben. Ein wenig vielleicht orientiert an dem mutigen Satz von Pontius Pilatus, den er den gegen die Kreuzesinschrift protestierenden Juden sagte: «Was ich geschrieben

habe, habe ich geschrieben.» Wir verzichten bei bestimmten Darstellungen weitgehend auf Fußnoten, da die Inhalte – wie schon gesagt – ganz auf der gelebten Fülle der Aussagen Rudolf Steiners basieren, jedoch zum Ausdruck bringen, was sie in der eigenen Seele bewirkt haben.

Steffen Hartmann geht den Forschungsweg meditativ gestützter Erkenntnis, ich bin den Weg einer intuitiv geschulten Anschauungskraft gegangen. In der Medizin ist das der Weg der Diagnose, was mit «Durch-Schauen» verdeutscht werden kann. Dafür sind mir zwölf Sinne gegeben, deren Wahrnehmungen den Ausgangspunkt des Erkenntnisweges bilden, den ich im Sinne des Untertitels von Rudolf Steiners Grundlagenwerk, der *Philosophie der Freiheit*, so verstehe: «Seelische Beobachtungsergebnisse nach naturwissenschaftlicher Methode.»

Mögen die Menschen, die sich entschließen, dieses Buch zu lesen, seine Inhalte als Anregung erleben, selbst forschend tätig zu werden, oder sich als Mensch noch grundsätzlicher zu verstehen. Mögen sie die Aussagen in diesem Präludium durchdenken und mit Vorurteilslosigkeit die Inhalte des Buchs in sich aufnehmen, um sie dann zu «verdauen», damit Eigenes aus ihnen entsteht. Unsere Gegenwart braucht dringend ein tiefgreifendes Ich-Verständnis.

Volker Fintelmann

## II. Auf der Suche nach dem Ich

Es gibt Fragen, die immer wieder neu an das Tor des eigenen Bewusstseins klopfen. Energisch klopfen sie: «Lass mich ein – mir kannst du nicht entfliehn.» Als eine solche gewichtige, letztlich unabweisbare Frage kann empfunden werden: «Wer bin ich?» Damit gehen dann andere Fragen einher, wie Geschwister, die den Blick weiten, in Vergangenheit und Zukunft, bis ins Unübersehbare: Woher komme ich? Und, wohin gehe ich?

Gewiss, das sind tiefe philosophische Fragestellungen. Seit den Tagen des Sokrates und Platon ringen die Menschen damit. Zugleich sind es existenzielle Fragen, von deren Beantwortung die eigene Lebensführung unmittelbar abhängen kann. Ja, bis in Krankheit und Gesundheit eines Menschen wirkt hinein, was als Antworten auf diese Fragen in ihm lebt.

Und so befinden wir uns – immer schon – auf der Suche nach dem Ich. Stationen dieser Suche – eine Reise der Selbsterkenntnis – werden in diesem Buch beschrieben, erzählt, angedeutet, ausgelotet. Eine Monografie des Ich, eine Art Ichologie oder Ichosophie schwebt uns vor, die aus dem Leben und nicht nur mit wissenschaftlichem Interesse ergriffen werden soll und auch zu neuem Leben führen mag.

Da läuft auch immer eine andere Frage noch mit, diejenige nach dem Du. Wer bist du? Die oder der andere? Das Ich, so rätselhaft es uns zunächst erscheinen mag, ist wohl ein Beziehungswesen, und wir blicken sowohl auf seine Beziehung zu sich selbst als auch auf seine Beziehung zu anderen Wesen.

*Ich – ein anderer*, formuliert ein Buchtitel von Imre Kertész. Er, ein Überlebender der Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald und Literaturnobelpreisträger von 2002, weist damit auf eine Identitätskrise oder -suche seiner selbst, vielleicht des modernen Menschen schlechthin. Wir alle sind andere, und anders. Millionen von Menschen enden dabei beim Selbstmord. Alle vierzig Sekunden stirbt ein Mensch durch Selbstmord auf dieser Erde. Das heißt, mehr Menschen sterben durch Selbstmord als durch Kriege! Kaum vorstellbar. Warum das?

Die Frage nach dem Ich – nach einem sicheren, unverrückbaren Halt in uns selbst – ist beileibe nicht nur eine philosophische oder psychologische; es geht ums nackte Überleben, könnte man sagen. Wäre stärker im Bewusstsein, dass es ein Leben nach dem Tod gibt, dass der Tod das Eingangstor zu einer Reise in übersinnliche Welten ist, dann erschiene auch der Selbstmord als das, was er ist: eine Sackgasse, ein existenzieller Irrtum, die größte Selbstverwundung, die es gibt. Weil es danach weitergeht. Weil ich mir und meinem Schicksal nicht entkomme. Weil es um Ich-Entwicklung geht und der Selbstmord die größte Negation des eigenen Selbst und seiner Weiterentwicklung ist.

Noch einmal Imre Kertész: «Gestern Abend im Bett versuchte ich lange und angestrengt, mir mein Nichtsein vorzustellen. Das subjektive Nichts. Ich spürte geradezu, wie ich aus meinem Körper herausschlüpfte – doch damit war das Abenteuer auch schon zu Ende. Kaum verlasse ich die Hülle, verschwindet der Inhalt; alles hört auf. Ich bin auf Gedeih und Verderb mit meinem Körper verbunden, dieser Gemeinplatz ist manchmal fast nicht zu fassen. Es wäre ein Fehler, zu glauben, mein Leben gehöre mir. Aber es wäre ein noch größerer Fehler, dieses Leben zu vernachlässigen, es zugrunde, flötengehen zu lassen. Dieses

Leben wurde mir anvertraut – ich frage nicht, von wem, da ich die Antwort kenne und auch weiß, dass die Frage falsch gestellt ist; ich kann mich nur auf mein eigenes, unleugbares Verantwortungsgefühl verlassen (meine einzige *Gefühlserfahrung*). Mit meinem Leben stehe ich in einer Wechselbeziehung. Diese Beziehung heißt: Ausgeliefertsein. – So weit wäre alles in Ordnung. Doch welches Teilchen dieses gespaltenen Lebens nennt sich <Ich>?»<sup>4</sup>

Viele Fragen ergeben sich aus diesem Protokoll einer Selbstbeobachtung. So diejenige nach dem Verhältnis von Ich und Leib. Bin ich mein Körper? Oder habe ich nicht vielmehr einen Körper, gewissermaßen auf Zeit verliehen? Wie ist das Verhältnis des Ich zu seinen Gefühlen? Beherrschen sie mich oder erzählen sie mir etwas von der Welt? «Mit meinem Leben stehe ich in einer Wechselbeziehung» – ist nicht das sich entwickelnde Ich tiefster Ausdruck des Lebens?

«Das Ich ist aus Möglichkeit und Wirklichkeit zusammengesetzter Geist.» Diesen Satz des Themistios greift Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert auf und begründet darauf seine Anschauung des individuellen Menschengestes, der unsterblich ist.<sup>5</sup> Unser Ich existiert fortwährend in der Spannung zwischen Gelebtem und Ungelebtem, zwischen Gewordenem und noch Ungeborenem, oder eben aristotelisch gesprochen zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit. Dadurch ist unsere Existenz eingespant zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Ich *erinnere* Vergangenes: zahllose Ereignisse, die mich zu dem gemacht haben, der ich bin. Ich *erwarte* oder *erahne* Zu-

4 Imre Kertész, *Ich – ein anderer*, Berlin 1998, S. 12.

5 Thomas von Aquin, *Über die Einheit des Geistes, De unitate intellectus*, Stuttgart 1987, S. 54.

künftiges: ein unübersehbares Feld zukünftiger Entwicklungen. Und ich *erlebe* das Jetzt: den Augenblick, die Gegenwart. Ständig verwirkliche ich bestimmte Möglichkeiten meines Wesens (und unterlasse andere Möglichkeiten des Tuns). Durch jeden Akt, und sei er noch so unscheinbar, konkretisiert sich eine potenzielle Seite meines Ich. Und das geschieht in der Welt, für die Welt, mitunter auch gegen die Weltereignisse. So lebt das Ich zwischen seinen Möglichkeiten und deren – schrittweiser – Verwirklichung.

*Wer bin ich?  
Ein Erfahrungsweg*

Wir wollen fragend und beobachtend den Weg zur Ich-Erfahrung beschreiten, zunächst ohne Zitate und Ausführungen älterer oder berühmter Autoren, und dazu anregen, selbst aktiv erlebend und denkend eine Suchbewegung nach dem Ich zu vollziehen. Jeder Schritt soll dabei nachvollziehbar beschrieben und gleichzeitig eigens vollzogen werden. Der methodische Grundgriff auf diesem Wege zum Ich ist, sich einmal energisch klar zu machen, was ich mit Sicherheit alles *nicht bin*.

Beginnen wir mit der Außenwelt. Blicken wir in die herrliche Schöpfung, auf die Natur mit all ihren Wundern und Geheimnissen: Die strahlende Sonne am Himmel, der milde Mond am Abend, die funkelnden Sterne des Nachts, die über den Himmel ziehenden Wolken, die Berge in der Ferne, Steine, Bäume und Vögel und unzählige weitere Erscheinungen der Welt. All das bin ich nicht. Ich bin derjenige, der die Sonne strahlen sieht, ich bin derjenige, der die Wolken beobachtet, ich gewahre einen Stein, bewundere einen Baum, höre

einen Vogel. All diese Phänomene und Wesen erscheinen mir, aber ich bin das nicht.

Die Außenwelt oder Umwelt steht mir gegenüber. Ich betrachte sie, gewahre sie, erlebe und erleide sie – aber ich bin nicht Stein, Pflanze, Tier oder Wolke am Himmel. Dies wird wohl jeder gesunde erwachsene Mensch als evident einsehen und bejahen können.

Nun gibt es eine besondere Stelle in der Welt, ein besonderes Objekt in der Außenwelt, das es weiter zu befragen gilt: mein Leib. Bin ich mein Leib? Bin ich identisch mit meinem Körper? Zweifellos reagieren wir empfindlich, wenn sich beispielsweise in der U-Bahn jemand einfach auf uns setzen würde. «Entschuldigen Sie bitte, hier sitze ich, das ist mein Platz.» Jeder Mensch hat ein untrügliches Gefühl für die Würde und Integrität seines Leibes. Da beansprucht jede ihren und jeder seinen Platz in der Welt. Aber heißt das, dass ich mein Körper bin?

Nun, betrachten wir diesen Leib weiter: Haare wachsen und wir können sie abschneiden, ebenso die Finger- oder Fußnägel. Ja selbst ein abgeschnittener Finger muss nicht unser Weiterexistieren im Leibe infrage stellen, würde aber gleichwohl unser Leibesgefüge empfindlich verletzen. Heißt das: Ich *habe* einen Leib, so wie ich zwei Hände habe, aber nicht mit diesen identisch bin? Ich habe zwei Füße, ich habe eine Lunge und ein Herz. Aber bin ich das?

Noch anders gewendet könnte man sagen: Ich wohne in diesem meinem Leib, er ist mein Instrument zur Verwirklichung meiner Wünsche und Intentionen. Ehrlicher Weise muss ich mir aber eingestehen, dass ich dieses Leibes-Instrument nicht selbst gemacht habe. Ich finde es vor; es steht mir, mehr oder weniger gut, ein Leben lang zur Verfügung.

Eine erste Zwischenbilanz wäre demnach, dass es in der gesamten sinnlich erfahrbaren Welt kein Objekt, keinen Gegenstand, kein Phänomen gibt, das ich als Ich erleben oder bezeichnen könnte. Mein Leib ist ein Spezialfall dieser Außenwelt, aber auch mit ihm bin ich nicht identisch, was schon die Tatsache bezeugt, dass ich ihn wie von außen anschauen und verobjektivieren kann.

Suchen wir also weiter nach dem Ich. Der Blick wendet sich dabei nach innen. Wir überschreiten eine Schwelle, verlassen die äußere Welt und betreten die sogenannte Innenwelt. Was tritt uns da entgegen? Ein großer Bereich unserer Innenwelt, man könnte auch sagen unserer Seelenlandschaft, das sind die Gefühle. Ich fühle dieses und jenes, Freude und Ärger, Gefallen und Missfallen, Liebe und Hass. Erneut stellt sich die Frage: Bin ich meine Gefühle?

Eine Grunderfahrung, die jede und jeder tagtäglich machen kann, ist die: Gefühle kommen und gehen, sie sind nicht festzuhalten, aber meine Gefühlsfähigkeit als solche, die bleibt. Ich könnte also sagen, ich bin ein gefühlfähiges Wesen, aber ich bin nicht Ärger, Freude, Angst, Begeisterung und so weiter. Stellen wir uns einmal für einen Moment vor, wir könnten gar nichts fühlen. Wir könnten wahrnehmen und denken, auch erinnern, aber rein gar nichts fühlen, auch nicht uns selbst. Wie wäre das?

Es wäre uns alles gleichgültig! Wir wären auch uns selbst gegenüber völlig gleichgültig, weil wir ja keinerlei Gefühl für uns selbst hätten. Es wäre kein gefühlter Unterschied zwischen mir und dem Tisch vor mir. Das wäre ein hochgradig pathologischer, ja menschenunwürdiger Zustand. Dieser Befund zeigt zunächst nur, dass wir beständig *etwas* fühlen, ohne mit diesem Gehühlsinhalt identisch zu sein.

Eine Besonderheit in der Welt der Gefühle ist das Selbst-Gefühl. Bin ich mein Selbst-Gefühl? Sind sie, verehrte Leserin, verehrter Leser ihr Selbst-Gefühl, dasjenige, was sie von sich selbst gerade fühlen? Oder ist es nicht vielmehr so, dass dieses Sich-selber-Fühlen wie eine Art Wegweiser ist, der darauf hinweist, dass wir sind, dass wir existieren, dass da ein Ich sein muss ... Aber das Ich ist nicht das Selbst-Gefühl; es stützt sich erlebend auf dieses Selbst-Gefühl. In der ganzen großen Welt der Gefühle finde ich demnach mein Ich nicht.

Suchen wir also weiter. Was gibt es noch in der Innenwelt der eigenen Seelenlandschaft? Als Nächstes gewahren wir die Sphäre der Erinnerungen. Unübersehbare Schätze von Erlebtem trägt ein jeder Mensch in sich. Eine Schatztruhe von Erfahrungen, die sich öffnen lässt – durch das Erinnern. Halten Sie einmal für einen Moment inne und erinnern Sie sich so konkret wie möglich daran, was sie gestern zu Mittag gegessen haben. Falls Sie nichts zu Mittag gegessen haben, erinnern Sie sich an das Frühstück. Wo war das? Waren andere Menschen dabei? Was lag auf den Tellern? Wie schmeckten die Speisen? All das ruft in der Regel verschiedenste Erinnerungen hervor, von denen wir unmittelbar wissen können: So war das, das habe ich gegessen. Nennen wir diese Fähigkeit die Erlebnisevidenz des Erinnerns. Wenn die Aufgabe lauten würde: Erinnere, was du gestern vor einem Jahr zu Mittag gegessen hast, so würde wohl jeder Mensch scheitern, zumindest daran, ein konkretes Erinnerungsbild wachzurufen.

Das heißt doch, wir können vergangene Erlebnisse erinnern, gleichzeitig aber vergessen wir auch zahllose Ereignisse unseres Lebens, diese können wir nicht erinnern, sie entschwinden unserem bewussten Erinnerungstableau. Aber nun erneut unsere Frage: Bin ich meine Erinnerungen? Gibt es irgendwo in der

weiten Welt der Erinnerungen eine, von der ich sagen könnte «das bin ich»?

Ist es nicht vielmehr so, dass all diese Erinnerungen, bis zurück in die früheste Kindheit, mir etwas sagen über meine Lebensspuren, dass sie mir Stationen meines Lebens vor Augen führen, aber all das ist ja vorbei, ist gerade nicht gegenwärtig und schon gar nicht mein Ich. Ich bin der, der erinnert, aber nicht die Erinnerungen. Ich bin ein erinnerungsfähiges Wesen.

Auch hier kann man ein einschneidendes Bewusstseinsexperiment machen. Stell dir vor, du könntest dich an nichts erinnern. Du würdest ganz im Augenblick leben, wahrnehmen und auch darüber denken, aber schon der Anfang des soeben gelesenen Satzes wäre weg, nicht mehr erinnerbar. Ständig würde die Erlebniswelt verschwinden in einem Abgrund des Vergangenen. Ich wüsste nicht, wie ich heiße, wie alt ich bin, wo ich herkomme, warum ich diesen Text schreibe beziehungsweise lese und so weiter. Auch diese Verfassung wäre hochgradig pathologisch. Dieses Experiment zeigt jedoch eines: Wir stützen unsere Identität als Menschen in hohem Grade auf unsere Erinnerungen. Man könnte sagen, ohne Erinnerung keine Persönlichkeit, keine beschreibbare Identität, aber gilt auch, ohne Erinnerung kein Ich?

Nun kommt die nächste Hürde auf unserer Suche nach dem Ich. Das Ich ist nicht zu finden in der Außenwelt, es ist nicht mein Leib, nicht meine Gefühle, nicht meine Erinnerungen. So weit, so gut. Bis jetzt haben wir die ganze Zeit gedacht, Gedanken und begriffliche Zusammenhänge gebildet. Wir fragen denkend nach dem Ich. Bin ich meine Gedanken?

Ich kann über alles nachdenken, das ist eine Eigenart des Denkens. Ich kann das Licht des Denkens auf alles richten, auf einen Bergkristall ebenso wie auf ein Fußballspiel oder

ein Quizrätsel, auf ein Kleinkind sowie auf verwickelte politische Fragestellungen. Gedanken, die ich mir aktiv bilde, sind Gebilde, die ich durchschaue. Das ist ein Grunderlebnis des Denkens: Jetzt durchschaue ich den Sachverhalt! Jetzt verstehe ich. «Ach, so ist das!» Wenn ich einen Sachverhalt wirklich denkend durchdrungen habe, dann kann ich ihn anderen Menschen erklären, ihn transparent machen. Da, wo noch Unklares ist, wurde noch nicht wirklich gedacht. Jeder Gedanke legt Zeugnis ab von einem Verstehen. Aber fragen wir erneut, bin ich meine Gedanken? Bin ich das, was ich einmal verstanden habe?

Die feinere Selbstbeobachtung zeigt, dass ich gerade im Denken von Gedanken mir den Inhalt des Denkens vor die Seele stelle. Denken heißt also Gedankeninhalte betrachten. Was ich betrachten kann – so, dass es mir gegenübersteht –, das bin ich aber nicht selbst. Sodass der phänomenologische Befund nur lauten kann: Ich bin nicht meine Gedanken. Das gilt interessanterweise auch für den Ich-Gedanken. Alles, was ich über das Ich denke, alles, was jemals über das Ich gedacht wurde, und sei es noch so richtig und tiefsinnig – das bin ich nicht.

Im Reich der Gedanken gibt es noch eine wesentliche Unterscheidung. Ich kann unterscheiden zwischen irgendeinem Gedanken und meinen Lieblingsgedanken. Man kann die Lieblingsgedanken auch Ideale nennen. Jeder Mensch trägt wohl Ideale in sich. Durch das Denken können sie bewusst werden, ausformuliert werden. Meine Lebensideale sind dasjenige, was mich zutiefst antreibt und impulsiert. Aber auch hier fragt es sich: Bin ich meine Ideale?

An dieser Stelle liegt die Wurzel aller Ideologien verborgen. Ein Mensch, der seine Ideale absolut und kompromisslos verfolgt, weil er sich mit ihnen identifiziert, kann gefährlich wer-

den. Ein Mensch, der seinen Idealen folgen *muss*, ist nicht frei. Aller Dogmatismus bis hin zur Inquisition hat hier seinen Ursprung. Gerade weil ein Ideal als so hehr und heilig empfunden werden kann, ist der freie Umgang damit so entscheidend. Rudolf Steiner schreibt in seiner *Philosophie der Freiheit* als letzten Satz: «Man muss sich der Idee erlebend gegenüberstellen können; *sonst* gerät man unter ihre Knechtschaft.»<sup>6</sup>

Diese Formulierung ist ein Schlüssel für das Wesen der Freiheit und das Wesen des Ich. «Erlebend sich gegenüberstellen» – genau das haben wir nun die ganze Zeit im Verlauf dieses Textes getan. Immer auf der Suche nach dem Ich, aber mit dem vorläufigen Befund, dass anscheinend *nichts* übrig bleibt auf diesem Weg. Das Ich ist nicht dingfest zu machen, das Ich ist mit Sicherheit kein Gegenstand, auch kein Gefühl, keine Erinnerung, kein Gedanke, kein Ideal. Ist das Ich vielleicht gerade das Vermögen, sich allem anderen erlebend gegenüberstellen zu können?

Wir können uns das Ich nicht vorstellen, wir können es nicht vor uns hinstellen, da es gerade die Fähigkeit und die Tätigkeit zu sein scheint, anderes vor sich hinzustellen.

An der Spitze der Pyramide, die entsteht, wenn wir nach und nach, immer weiter aufsteigend, alles aussondern, was wir nicht sind, an diesem Punkt des Nichts, das übrig bleibt, können allerdings noch verschiedene, durchaus empirische Erfahrungen gemacht werden. Zum einen, dass ich mich aus meiner Ich-Tätigkeit, mit der ich so weit gekommen bin, mit der ich alles andere mir erlebend gegenübergestellt habe, dass ich aus *dieser* Tätigkeit nicht auch noch herausschlüpfen kann, um sie

6 Rudolf Steiner, *Die Philosophie der Freiheit*, GA 4, Dornach 1995, S. 271.

mir von außen anzuschauen. Ich stecke tätig in dieser Tätigkeit darinnen. Man könnte hier, um einen Namen für diese Erfahrung zu haben, von einem reinen Ich-Willen sprechen. Dieser existiert nur, indem und während ich ihn betätige. Das «Ich» lebt gewissermaßen in diesem reinen Willen. Nennen wir diese Entdeckung an der Spitze der Pyramide das *reine Ich*.

Dieses reine Ich, der Ich-Wille, ist sozusagen eine reine Form, die alles aufnehmen oder annehmen kann. Die zweite Beobachtung an diesem reinen Ich ist: Wir finden es durch den skizzierten Weg als Möglichkeit vor. Wir haben diese Möglichkeit nicht selbst gemacht, sie wurde uns gegeben. Eine Stufe religiöser ausgedrückt: Diese Möglichkeit, einen reinen Ich-Willen zu betätigen und zu gewahren, ist Gnade. Ein göttliches Geschenk.

Man kann auf diesem hier skizzierten Wege zu einer gedanklichen Intuition des eigenen Ich-Wesens gelangen. *Ich bin Ich* – und ich erlebe das, indem ich es aktiv verwirkliche. Die Philosophen des Deutschen Idealismus haben diese Intuition (auch intellektuelle Anschauung genannt) in vielen Variationen intensiv durchexerziert, allen voran Johann Gottlieb Fichte. Dieser trägt das Ich sogar in seinem Namen: F-ich-te.

Wir können den Namen dieses Philosophen des Ich als Aufgabe oder Aufforderung hören: «F-Ich-te!» Ergreife erkennend und erlebend dein Ich. Nur in diesem Akt gewahrst du dein Ich. Solange du dein Ich wie einen Gegenstand suchst, wirst du immer an deinem Ich vorbeigehen. Ja, solange du dich selbst nicht als reine Form ergreifst, existiert diese reine Form deines Ichs gar nicht, höchstens als wartende Möglichkeit deiner selbst.

Halten wir erneut inne. Was haben wir erreicht? Einen Gipfelpunkt inneren Erlebens und Erkennens zweifellos. Eine